

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

1916. * Nr. 22

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ach, mein Schatz, das war bei den alten Indiern Sitte, rief er burschikos, „für uns moderne Leute gilt die alte Weisheit nicht mehr. — Was hab' ich denn für Freude, wenn ich dich zu Hause wie ein Juwel hüte und ängstlich verberge? Die größte Freude selbst kann zum Überdruß werden, wenn man sie tagtäglich genießen kann — das liegt doch so in der menschlichen Natur; — erst, wenn ich sehe, wie auch andere dich bewundern und an deiner Schönheit sich freuen, erst dann weiß ich dich doppelt zu schätzen, und dann kommt das ganze herrliche Gefühl: dies schöne Frauchen gehört mir, mir fürs ganze Leben, denn wir lieben uns ja treu und innig!“ Und mit reiner, heißer Freudedrücke und küßte er ihre weiche Hand.

Sie saß still lächelnd da, und obgleich sie fühlte, daß sie auch jetzt wieder sich nicht verstanden, nickte sie ihm doch herzlich zu, auch in diesem Augenblicke war ihre Liebe größer als alles andere.

Was Bruno sich immer gewünscht hatte, traf ein: Francesca war die Königin des Festes. Alle, die Damen und die Herren, bewunderten sie ganz rüchhaltlos,

denn noch nie hatte man in diesen Kreisen eine Frau gefunden, bei der sich so edel reine Schönheit und so vornehme, schlichte Einfachheit vereinigten. — Ruhig und mit naiver Liebenswürdigkeit kam Francesca allen entgegen, und so erwartete sie sich Freunde in Menge. Alles schwärmte für sie. — Konful Vertram war strahlend vor Stolz und Freude, daß sein Haus es war, in

dem man diese seltene Schönheit zum ersten Male kennen lernte. Galant bot er Francesca den Arm und führte sie durch die Pracht- und Brunträume seines Hauses, um ihr all seine seltenen Kunstschätze und Kostbarkeiten zu zeigen.

Anfangs folgte die junge Frau ihm ein wenig angstvoll, dann aber, als ihr staunendes Auge von einer Bewunderung zur anderen glitt, vergaß sie alle Befangenheit und gab sich ganz dem verblüffenden Eindruck hin, den diese Kunstsammlung auf sie machte.

„Sie haben sich ja eine schier fürstliche Pracht hierher gezauert,“ erklärte sie ihm mit naiver Freude, — „wenn ich alle diese herrlichen Seidenstoffe und Stickereien und Malereien und alle diese seltenen Waffen und Schmuckstücke sehe, muß ich mich unwillkürlich in ein buntes Märchen aus dem Orient hineinträumen. Nie habe ich so viel Schönes zusammen vereinigt gesehen wie bei Ihnen, Herr Konful.“

„Herr Konful.“

Geschmeichelt und befriedigt dankte er. —

Dann sagte er mit ganz leichtem Sarkasmus: „Und doch, meine Gnädigste, doch ist alles das nur halb und unvollständig, denn die Perle, die Krone dieses Ganzen, fehlt mir leider noch immer.“

Sie verstand ihn nicht. Da rief er in leichter Erregung: „Eine Frau, eine schöne, liebe Hausfrau fehlt mir, die diesen Räumen erst ihr Gepräge gäbe.“

Lächelnd und offenherzig sah Francesca ihn an: „Das ist doch sicher

nur ein Scherz von Ihnen, Herr Konful, wenn Sie ernsthaft wollten, würden Sie doch gewiß Auswahl genug haben.“

„Sicher, Gnädigste, an Frauen mangelt es durchaus nicht, nur finde ich leider nicht die Frau, die ich haben möchte, — das ist es!“

„Freilich, wenn Sie zu viel Ansprüche stellen.“

„Das tue ich durchaus nicht!“



Österreichisch-ungarischer Truppentransport über den Stutarijsee. Weltpress-Photo.

nur ein Scherz von Ihnen, Herr Konful, wenn Sie ernsthaft wollten, würden Sie doch gewiß Auswahl genug haben.“

„Sicher, Gnädigste, an Frauen mangelt es durchaus nicht, nur finde ich leider nicht die Frau, die ich haben möchte, — das ist es!“

„Freilich, wenn Sie zu viel Ansprüche stellen.“

„Das tue ich durchaus nicht!“

„Alles Gute verehrt man im Leben nicht haben.“
Leicht erkannt blühte er sie an. — „Ach, meine Gnädigste, das Klingt für eine junge Gattin beinahe etwas resigniert.“
Erschrocken sah sie auf. Was hatte sie gesagt? Mein Gott! Doch nicht etwas verraten, was tief, tief in ihrer Seele ruhen sollte? Doch schnell beherrschte sie sich, zwang sich ein Lächeln auf und erwiderte: „Ich glaube, Herr Konsul, Sie haben mehr gehört, als ich gesagt habe. — Ich sprach hier von allgemeinen, nicht von speziellen Fällen.“

Auch er ging auf den scherzhaften Ton sofort ein: „Dann bitte ich tausendmal um Verzeihung! Es ist eben eine schlechte Angewohnheit alternder Junggesellen, daß sie gerade in solchen Dingen manchmal etwas feinhörig sein wollen.“

Jetzt lachten beide und gingen plaudernd weiter.

Als sie im nächsten Raume waren, rief sie ganz entzückt: „Hier ist es aber am schönsten, hier ist es direkt traumlich und anheimelnd.“
Freudig nickte er. — „Und hier gedenke ich Ihr neues Bild aufzuhängen.“

Sie schwieg. Ihr Herz pochte schnell.

Langsam sprach er weiter: „In diesem Raume fühle auch ich mich am wohlsten, hierher komme ich, wenn ich vor der Welt flüchten und mit mir allein sein will. Deshalb lasse ich hier Ihr Bild aufhängen.“

Sie fühlte, wie sie errötete — sie konnte es nicht hindern.
„Wissen Sie, weshalb ich gerade dies Bild von Ihrem Manne gekauft habe?“ fragte er schnell und leise.

Schweigend und bebend sah sie ihn an.

„Weil ich Ihr Bild immer vor mir haben will, weil ich es keinem anderen gönne!“ Mit loderbenden Blicken sah er sie an.
Da preßte sie die Lippen zusammen, machte sich stark und fest und ging ruhig weiter.

„Künnen Sie mir, gnädige Frau?“ bat er leise.

Sie antwortete nichts.

„Darf ich als Mann nicht der reinen Schönheit einer edlen Frau meine Huldigung darbringen?“ bat er flehend weiter.
Auch jetzt noch schwieg sie.

Und nun kamen andere Leute hinzu, so daß die peinliche Lage ein Ende fand.

Von dem Augenblick an wich Francesca nicht mehr von Brunos Seite, und früher, als es ihm lieb war, drängte sie zum Heimgehen.
Nur sehr ungern ging er schon.

Erst, als sie verriet, daß sie sich gar nicht wohl fühle und beinahe einer Ohnmacht nahe war, da erst verabschiedete er sich.

„Das ist wirklich schade, daß du gerade jetzt so unpäßlich sein mußt“, sagte er mit ganz leichter Verstimmung, — „ich war gerade im besten Zuge, mir neue Freunde zu machen. Während du mit dem Konsul das Haus besiehst, habe ich drei neue Bilder bestellt bekommen, und schließlich hat mir der Konsul sein Porträt auch noch bestellt. — Abgesehen, ein entzückender Mensch, dieser Konsul. Bitte, Schatz, behandle ihn doch recht nett und freundlich, denn du siehst doch ein, wieviel es uns nützen kann, nicht wahr?“

Sie schwieg, drückte den Kopf ins Polster des Wagens und preßte den Seidenschal ans Gesicht, das brennend heiß war.

Da erst bemerkte er, daß sie angegriffen war. „Fehlt dir denn etwas, Schatz?“ bat er nun dringend. Soll ich den Arzt holen?“

Doch sie lehnte alles ab. „Nur Ruhe brauche ich; es wird schon besser werden.“ Aber von dem, was sie heute erlebt hatte, sagte sie kein Wort, — sie konnte es nicht.

9.

Nun kam es genau so, wie Bruno es erhofft hatte: die Einladungen hagelten nur so ins Haus. Jede Familie, die eine Rolle in der Gesellschaft spielen wollte, erachtete es als eine Ehrenpflicht, den Maler und seine schöne Frau ihren Gästen vorzustellen.

Ein Fest jagte das andere, und ein Fest glich dem anderen: dieselben Menschen, dieselben Redensarten, ja sogar dieselbe Speisenfolge auf den Tischarten.

Nach vierzehn Tagen erklärte Francesca ihrem Mann: „Wenn das so weiter geht, sind wir bald kranke Leute; ich wenigstens bin jetzt schon so nervös, daß ich kaum ein paar Stunden ruhig schlafen kann.“

Und diesmal gab er ihr recht. Lächelnd zog er sie in seinen Arm, kostete mit ihr und sagte: „Hab keine Angst, mein Schatz, auch ich habe vorerst genug von dem Rummel. In den nächsten Tagen paden wir und reisen aus, und dann bleiben wir den ganzen Sommer über fort.“

Dankbar und zufrieden küßte sie ihn.

Auch er war voll auf zufrieden. Sein Zweck war vorerst erreicht. Sie waren eingeführt, hatten sich eine gesellschaftliche Stellung gemacht, und er hatte die Tasche voller Aufträge.

Schon in acht Tagen fuhren sie fort. Vorerst ging es nach dem Harz, nach dem schönen, idyllischen Alsenburg, denn er hatte für zweifelhafte Auftraggeber das Alstetal zu malen.

Und hier erst atmete Francesca auf, hier erst fand sie die Seiterseite ihrer Seele wieder.

Während Bruno faß und fleißig malte, wanderte sie umher und sah sich die Umgegend an. Und staunend stand sie oft still und bewunderte den herrlichen Buchenwald, — so etwas gab es da unten in ihrer Heimat und auch am Gardasee nicht.

Einmal, als sie nach dem Alstetein hinaus gewandert war und oben auf einer kleinen Steinbank rastete, besam sie einen fürchterlichen Schreck: in einem auf sie zukommenden Herrn glaubte sie den Konsul Vertram zu erkennen. Aber der Schreck war umsonst, es war ein fremder Herr. Doch ihre Gedanken waren nun bei dem Konsul. Immer wieder fragte sie sich, was daraus werden sollte. Und bei dem Gedanken, daß dieser Mann nun immer ihr Bild vor sich hängen hatte, errötete sie fast. Aber dennoch wagte sie nicht, ihrem Mann zu sagen, was sie so ängstigte.

Und Bruno ahnte auch nicht das geringste, er war in so guter Laune, weil alles so glücklich gegangen war, und weil auch die neuen Arbeiten so flott vorwärtens gingen, daß er mit rosigter Stimmung in die Welt sah und nichts von Kummer aufkommen ließ.

Vier Wochen lang blieben sie da. Dann kam der Schwarm der Sommergäste, denn die großen Ferien hatten begonnen, und da entflohen sie schnell dem Trubel.

Nun reisten sie an die See, denn auch ein Marinebild hatte Bruno zu malen. Diesmal gingen sie aber in ein ganz kleines medlenburgisches Fischerdorf, wo sie vor dem Lärm der Touristen sicher waren. Und Anfang September kehrten sie neu gestärkt nach Berlin zurück.

Einer der ersten, der seine Aufwartung machte, war der Konsul Vertram. Er hatte es plötzlich sehr eilig mit dem Porträt und drang darauf, daß mit den Sitzungen sogleich begonnen wurde.

Natürlich war Bruno sofort bereit und traf die notwendigen Vorbereitungen. — Von nun an kam er dann jeden Vormittag zwei Stunden zur Sitzung in Brunos Atelier.

Doch nie ließ sich Francesca sehen, immer wußte sie es geschickt einzurichten, daß sie behindert war und ihn nicht empfangen konnte, bis endlich eines Tages der Konsul fragte: „Ja, sagen Sie mir, lieber Meister, weshalb sieht man denn Ihre Gattin gar nicht mehr? Das erweckt ja beinahe den Anschein, als ob Sie Ihr Juwel vor allen profanen Augen verschließen wollen.“

Und da erst fiel es Bruno auf, daß seine Frau sich nie gezeigt hatte; lächelnd erwiderte er: „Durchaus nicht, Herr Konsul, das gerade Gegenteil ist es! Meine Freunde an meiner Frau wächst erst, wenn auch andere Leute sie bewundern!“

„Ja, aber weshalb sieht man die Gnädigste denn nie mehr?“

„Das ist vielleicht nur Zufall, Herr Konsul. — Abgesehen können wir ja leicht Abhilfe schaffen.“

„Er läutete dem Diener.“

„Bitte, rufen Sie meine Frau hierher.“

„Die gnädige Frau ist vor einer halben Stunde ausgegangen“, lautete des Dieners Antwort.

Konsul Vertram lächelte mit seinem Spötteln.

„Es scheint, daß ich ein Pechvogel bin.“

Bruno war ein wenig verstimmt. Er bat: „Tausendmal Entschuldigung, Herr Konsul! Vielleicht trinken Sie noch ein Glas Wein mit mir. Bis dahin dürste meine Frau wohl zurück sein.“

„Danke verbindlichst, lieber Freund, aber es geht leider nicht; jetzt ruht mich die Pflicht; also auf morgen dann.“

Eine Stunde später kam Francesca heim.

Bruno war noch immer leicht verstimmt.

„Der Konsul fragte nach dir, er wollte dir ‚Guten Tag‘ sagen.“
Scheinbar heiter und harmlos erwiderte sie: „Oh, das tut mir leid, ich hatte gerade eine eilige Besorgung zu machen.“

Er sah sie leicht erstaunt an, denn er merkte, daß sie unter dem heiteren Ton eine Unruhe verbergte.

„Sage mir ehrlich, Francesca, was hast du gegen den Konsul?“

Jetzt errötete sie leicht. „Was soll ich denn gegen ihn haben?“

„Du läßt dich doch nie sehen, wenn er hier ist — erst jetzt ist mir das aufgefallen.“

„Ich habe dir doch gesagt, daß er mir nicht sehr sympathisch ist.“

„Aber das darf man doch nicht so auffällig zur Schau tragen, liebes Kind, das ist ja beinahe schon unhöflich.“

Glutübergossen stand sie da. Dann sagte sie leicht erzitternd: „Verzeihe, das war nicht meine Absicht.“ Sie wandte sich zum Gehen. Doch er hielt sie zurück.

Und liebevoll bat er nun: „Schatz, mach kein so betrübtes Gesicht! Das ertrag ich nicht! Ich weiß, daß du es nicht schlecht meinst, und ich weiß ja auch, daß es dir schwer wird, dich hier in dem Trubel hineinzufinden — aber bitte, bring mir doch das Opfer und bezwinde deine Mißstimmung! Gerade an der Befantheit dieses Konsuls liegt mir doch so viel, denn er kann mir außerordentlich nützlich sein! Und gib dir nur mal ernstlich Mühe, ihn kennen zu lernen; du wirst dann sehen, daß er ein Kavaliere ist!“

Er zog sie an sich und küßte ihr die Tränen fort. Als sie allein war, starrte sie mit sinnenden Augen hinaus in die klare, blaue Septemberluft, und es kam eine stille Trauer in ihre Seele.

Am anderen Morgen ging Bruno zeitig mit dem Koffer hinaus in den Grünewald, und absichtlich kam er etwas später heim. So mußte Francesca den Konsul empfangen, als er zur Sitzung kam. Strahlend vor Freude ging er ihr entgegen.

„Also nur dem Zufall danke ich es, meine Gnädigste, Sie endlich wieder begrüßen zu dürfen.“

Mit freudlichem Gruß reichte sie ihm die Hand.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Konsul.“

Und schnell rief er: „Ja, ja, ich kann mir schon denken! Immer noch diese Gesellschaftsscheu. Ist das noch immer nicht überwunden?“

„Aber das ist ja gar nicht so schlimm — mein Mann hat damals nur ein wenig übertrieben“, erwiderte sie lächelnd. Sie setzten sich gegenüber. Ganz beglückt war er.

„Aber dennoch machen Sie sich so rar! Während Sie doch eigentlich auf keinem Fest fehlen sollten!“

Weiter fragte sie: „So. Und weshalb sollte ich nicht fehlen?“

„Weil mit Ihnen die Königin fehlt!“

Sie nickte spöttelnd. „Vielleicht mache ich mich gerade deshalb so rar.“

Er wurde ernsthaft: „In der Tat, Gnädigste, ist das der Grund?“

Auch sie wurde ernst: „Ja, er ist es. Ich gehe solchen Schmeicheleien gern aus dem Wege.“

„Aber das sind keine Schmeicheleien, meine gnädige Frau!“

„O doch, Herr Konsul, es sind Höflichkeiten und Phrasen, die man sich — wenn es eben sein muß — ein- und zweimal anhört; öfter genossen aber werden sie mir leicht zum Überdruß.“

Ganz starr vor Entsetzen sah Konsul Bertram Francesca an. Und an ihrem reinen, festen Blick sah er, daß sie im Ernst gesprochen hatte. Das aber begriff er nicht, denn er hielt es kaum für möglich, daß eine Frau in unserer Zeit sich ihrer Schönheit und ihrer Macht über Männerherzen nicht bewußt sein sollte. Und doch war es so!

Ganz deutlich fühlte er es jetzt. Jede andere schöne Frau hielt es für selbstverständlich, daß alle Männer ihr huldigten, — dieser Frau war es peinlich, — sie war so einfach, schlicht und natürlich, daß sie frei war von jeder Eigenschaft und von jeder Koketterie.

Wie ein Wunder starrte er sie an, — denn noch nie hatte er in seinen Kreisen eine solche Frau kennen gelernt. Wie eine erhabene reine Gestalt sah er sie jetzt dastehen, und voll Bewunderung mußte er sie immerfort anblicken.

Sein Blick und sein Schweigen machte sie verlegen.

Da sagte er: „Und dennoch, meine Gnädigste, muß ich Ihnen widersprechen. Man spielt Ihnen keine Komödie vor. Die Huldigungen sind wahr und ernst.“

Sie erröte ein wenig, dann erklärte sie bestimmt: „Somit also werde ich mich immer zurückziehen.“

„Aber, meine Gnädigste, warum denn?“

„Weil es sich mit der Würde einer verheirateten Frau nicht verträgt, sich von allen Männern huldigen zu lassen.“

„Ja, aber Gnädigste, dann dürften Sie doch überhaupt kaum mehr etwas mitmachen.“

„Ich bin auch am liebsten zu Hause.“

Er sah sie an und lächelte ein wenig ironisch.

„Sie glauben das nicht?“ fragte sie.

Da versicherte er: „Oh, gewiß glaube ich es. Und das kann bei einer so jungen Ehe doch auch gar nicht anders sein, Gnädigste!“

Stumm blickte sie ihn an. Sein Ton ärgerte sie.

Er aber fuhr fort: „Leider dauert so eine schöne Zeit nicht sehr lange.“

Zuerst stand sie schweigend vor ihm und hielt seinen Blick ganz ruhig aus. Dann sprach sie: „Ich weiß nicht, Herr Konsul, wie Sie das meinen.“

Noch immer lächelnd antwortete er: „Ich meinte, daß in unserer schnelllebigen Zeit selbst heilige Gefühle auch ertalten.“

Sie erbehte leise, doch sie verbarg es und schwieg.

„Und gerade bei einem Künstler, der das doppelte Quantum Nerven absorbiert wie ein gewöhnlicher Sterblicher, gerade bei einem Künstler pflegen solche Zeiten häuslicher Idylle nicht von allzu langer Dauer zu sein. Man hat ja Beispiele genug.“

Ruhig, ernst und höflich sagte sie: „Herr Konsul, an Ihren Lebenserfahrungen zu zweifeln habe ich keinen Grund, dennoch aber kann ich Ihnen zur Beruhigung sagen, daß Ihre Befürchtung viel zu schwarz ist.“

„Meine Gnädigste, ich versichere —!“ rief er schnell.

„Aber gewiß, Herr Konsul, es war ein Scherz, ich verstehe ja auch vollkommen“, ergänzte sie.

„Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, meine gnädigste Frau, daß ich nur als Ihr bester und als Ihr wahrster Freund gesprochen habe, und wenn jemals eine Zeit kommen sollte, in der

Sie ratlos sind und das Wort eines ehrlichen Mannes Ihnen von Außen sein kann, so bitte ich, daß Sie sich alsdann meiner erinnern. Weiter wollte ich nichts sagen, das können Sie mir glauben.“

Dankend neigte sie den Kopf. — Da griff er nach seinem Hut.

Doch sie rief: „Aber Sie wollen doch nicht schon wieder gehen? Was soll denn mein Mann denken? Er würde mich schelten, daß ich es nicht verstanden habe, Sie so lange festzuhalten, bis er zurückkommt! Abgesehen muß er ja auch jeden Augenblick hier sein!“

Lächelnd legte er den Hut hin und blieb.

Dann sprachen sie von Alltäglichkeiten.

Und fünf Minuten später kam Bruno. Er spielte den Trostlosen und entschuldigte sich der Verspätung wegen vielmals.

Lachend rief der Konsul: „Aber wir haben Sie gar nicht vermißt. Ihr Frauchen hat mich prächtig unterhalten. Sie hätten ruhig noch länger fortbleiben können.“

Dann empfahl sich die junge Frau. Und die Sitzung begann.

Als Francesca allein war und über alles nachdachte, was der Konsul gesagt hatte, wurde sie rot vor Scham, und sie begriff nicht, daß es hier Männer gab, die, ohne zu erröten, einer Frau derartiges sagen konnten. Wie würde sie es übers Herz bringen, ihrem Manne zu erzählen, was dieser Konsul gewagt hatte, ihr heute mit dreifach lächelnder Miene zu sagen.

Noch an demselben Tage kam eine Dame zu Bruno ins Atelier. Sie sah sehr elegant und schid aus. Auf der Karte stand: Frau Doktor Selberg.

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“ fragte Bruno und betrachtete wohlgefällig den vornehmen Gast.

Mit einem graziösen Lächeln antwortete sie: „Ich möchte mich malen lassen.“

Er dankte mit einer Verbeugung.

„Herr Konsul Bertram hat mich an Sie empfohlen. — Aber eigentlich war das gar nicht nötig, denn ich kenne Ihren Namen und die meisten Ihrer Bilder schon lange. Und als ich jüngst die „Sehnsucht“ in der Ausstellung sah, stand es schon bei mir fest, daß ich mich bei Ihnen malen lasse.“

Wieder neigte er dankend den Kopf.

Einen Augenblick lang sahen sie sich stumm und fragend an.

Dann sprach sie interessiert weiter: „Wissen Sie auch, daß ich für Sie schwärme? Ja, in der Tat! Ihre Bilder haben es mir angetan! Vor allem die „Sehnsucht“. Wäre mir der Konsul nicht zuvorgekommen, ich hätte sie sicher gekauft.“

„Ich bin außerordentlich glücklich, gnädige Frau, daß meine Arbeiten Sie so gefesselt haben“, versicherte er ehrlich erfreut.

Sie lächelte ein wenig geschmeichelt. „Glauben Sie aber nur ja nicht, daß ich mich hier als Beschützerin der Kunst aufspielen will! Oh, weit entfernt! Es ist ein rein persönliches Interesse, das mich zu Ihren Bildern führt. Sie haben eine Art, Stimmungen in der Seele zu erregen, wie ich es nie von anderen Bildern gefunden habe! Wenn ich zum Beispiel vor der „Sehnsucht“ sitze, dann höre ich förmlich eine leise, süße Melodie in mir erklingen.“

Er nickte ihr zu. Aber er mußte an sich halten, um ernst zu bleiben, denn er fand Schwärmerei dieser Art etwas sehr komisch.

„Das wundert Sie, nicht wahr?“ kokett sah sie ihn dabei an.

„Offen gestanden, ja!“ sagte er heiter.

Jetzt machte sie ein etwas betrübtes Gesicht und sprach in kühlerem Tone: „Und doch ist es so. Aber ich will Ihnen eine Erklärung dafür geben. Ich sitze so gut wie einsam in der Welt. Seit fünf Jahren bin ich Witwe. Ich könnte mich mit süßlichem Prunk umgeben, meine Mittel erlauben es mir; aber ich tue es nicht, denn der Trubel der Gesellschaft widert mich an. Und deshalb flüchte ich zu der Kunst, um dort Trost zu suchen. Da haben Sie die Lösung des Rätsels.“

Er nickte ihr zu, doch nun wußte er beinahe nicht mehr, was er von ihr halten sollte, ob er sie ernst oder komisch nehmen sollte; eins nur merkte er immer deutlicher: sie war schön, freilich auf ihre Art schön, und aus den Augen, die jetzt so wehmütig dreinschauten, konnte im nächsten Augenblick ein toller Robold lachen.

„Nun, was denken Sie jetzt von mir?“ rief sie mit fast übermütigem Temperament.

„Jedenfalls sind Sie keine Alltagsnatur“, erwiderte er galant.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familientag.

Skizze von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verb.)

Der Geheime Regierungsrat Bernhard Schlunkwitz ließ mehrmals seinen weichen, graumelierten Spitzbart durch die wohlgepflegte Linke gleiten, während seine scharfen, grauen Augen die gesamte Tafelrunde noch einmal wie prüfend über-

nogen, ebe er seine Rede anhub. — Aller Augen hingen an ihm, dem Oberhaupt der Familie, und es war so still, daß man die berühmte Stednadel hätte zu Boden fallen hören.



Alice Schalel,

die einzige beim österreichischen Kriegspressequartier zugelassene Kriegsberichterstatterin an der Tiroler Front.

„Liebe Verwandte,“ begann er mit wohlklingender Stimme, „mit hoher Freude heiße ich euch heute zum zehntenmal auf dem Familientag der Familie Schlinterwits willkommen, und wie ich mit Genugtuung feststellen kann: es sind alle vollzählig erschienen, die sich der Familie Schlinterwits zurechnen dürfen, und zum erstenmal sehen wir heute auch die Witwe unseres lieben Vetter's Berthold Schlinterwits und ihre Kinder unter uns.“

Hier machte der Geheimrat eine kleine Pause, und seine Augen hefteten sich für einen Augenblick auf die kleine, schwächliche Frauengestalt im altmodischen schwarzen Seidenkleid, die bei seinen Worten heftig errötet war und in tödlicher Verlegenheit o etwas wie eine kleine Verbeugung machte, und gingen dann

weiter zu Grete Schlinterwits, der hübschen, jungen, etwas bleichen Lehrerin, die zwischen Leutnant Bernd und Referendar Walter Schlinterwits saß, und zu Fritz Schlinterwits, dem langen Sekundaner, der ganz am unteren Ende der Tafel seinen Platz gefunden hatte. Der Geheimrat sprach weiter von all den Vorzügen der Familie Schlinterwits, und von dem Glück, ihr angehören zu dürfen, „und wenn wir auch keine adeliche Familie sind,“ sagte er, „so dürfen wir uns wohl rühmen, adeliche Gesinnung zu pflegen. Bei uns gilt der Grundsatz: Alle für einen und einer für alle, den wir hauptsächlich auch der jüngeren Generation einprägen wollen, daß er ihr in Fleisch und Blut übergeht; und

daß der Familientag es als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, ein Hort der Witwen und Waisen zu sein, das wißt ihr alle, die ihr hier am Tische sitzt“, und er verbreitete sich weiter über dieses Thema, sagte, daß es einer der Zwecke des Familientages sei, wichtige Angelegenheiten, Räte und Sorgen der Familie auf ihm zu besprechen.

Frau Marie aber, der Witwe Berthold Schlinterwits, ließen unaufhaltsam die Tränen über das vergrämte Gesicht. Hätte sie das geahnt, dieses Familiengefühl, diese Güte und Liebenswürdigkeit! Längst schon hätte sie dann auch ihre Schüchternheit überwunden und wäre zum Familientag hergefahren, die Vorteile hätten ja die Kosten der Fahrt ausgeglichen. Wie gut, daß sie Gretes wegen nach Berlin ziehen und so schlechterdings auch zum heutigen Familientag hingehen mußte.

Wieviel Sorgen, wieviel Kummer und schlaflose Nächte wären ihr erspart geblieben, wenn sie sich nur schon länger unter den Schutz dieses Familienrats gestellt hätte.



Französischer Handgranatenwerfer mit Schuttschild und Gasmaske.

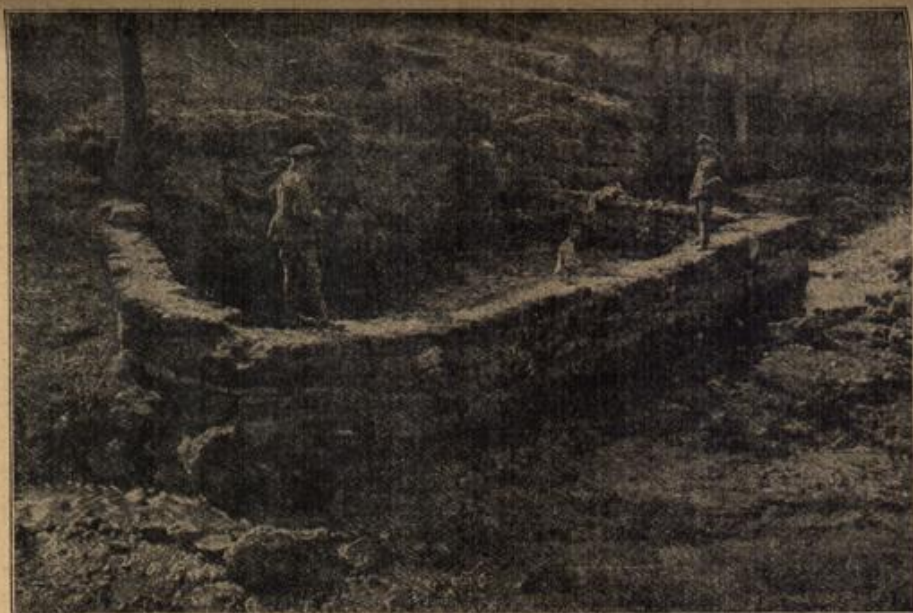


Flußübergang in der Champagne. Photograph Karl Eberth, Kassel.

Während der Geheimrat unter allgemeiner Rührung damit schloß, daß man auch weiterhin Stab und Stütze der Schwachen und Bedrängten in der Familie sein und treu zusammenhalten wolle, was auch immer kommen möge, dachte sie flüchtig daran, wie unbegreiflich es sei, daß ihr Mann in fast gar keiner Verbindung mit Schlinterwits geblieben war.

Sie wußte nicht, daß Berthold Schlinterwits von jeher so etwas wie ein Schandfleck gewesen. Er war zweimal durch das

Abiturium gefallen, was seit Menschengedenken nicht in der Familie vorgekommen, und dann hatte er nicht einmal Offizier werden oder als Volontär auf Onkel Gustavs Landgut eintreten



Unsere Feldgrauen beim Baden in einer heißen Schwefelquelle Mazedoniens.

wollen, sondern er hatte Schreibdienste auf einer Redaktion getan und nebenbei überspannte, törichte Gedichte gemacht, die erstaunlicherweise gedruckt wurden. Aber merkwürdigerweise schien ihm das Schreiben — er schrieb auch Prosafachen — etwas einzubringen, denn niemals hatte er die Verwandtschaft angepumpt. Und dann heiratete er ein Mädchen ohne Familie, eine Telephonistin, was auch noch niemals bei den Schlitzweizens vorgekommen war, und als er nach fünfzehnjähriger Ehe starb, hinterließ er den Seinen nichts, weder Vermögen noch Titel und Verbindungen.



Die Taucherbrille

zum Sehen in der Luft und im Wasser. (Mit Text)

müde von dem guten Essen und den schweren Weinen, an die sie nicht gewöhnt war, und sie wagte auch nicht, eine der imposanten, juwelengeschmückten Rusinen anzusprechen. So mußte sie warten, ob sich jemand um sie kümmern würde.

Und wirklich, es dauerte nicht lange, so kam das Oberhaupt der Schlitzweize, der Geheimrat Bernhard, durch den Saal und setzte sich neben sie.

„Ich freue mich, Sie heute zum erstenmal auf unserm Familientag begrüßen zu dürfen, Frau Rusine,“ sagte er freundlich, „ich hoffe, daß Sie ihm nun immer beiwohnen werden.“

„O ja, ja, so gerne,“ sagte Frau Marie, und wurde rot vor Freude, „Sie glauben

Da fuhr sie schüchtern, beinahe stotternd fort, während ihr Herz ängstlich klopfte:

„Sie werden es mir nicht übel nehmen, lieber Better, wenn ich jetzt gleich die Gelegenheit ergreife, um Ihnen eine Bitte vorzutragen. Ich —

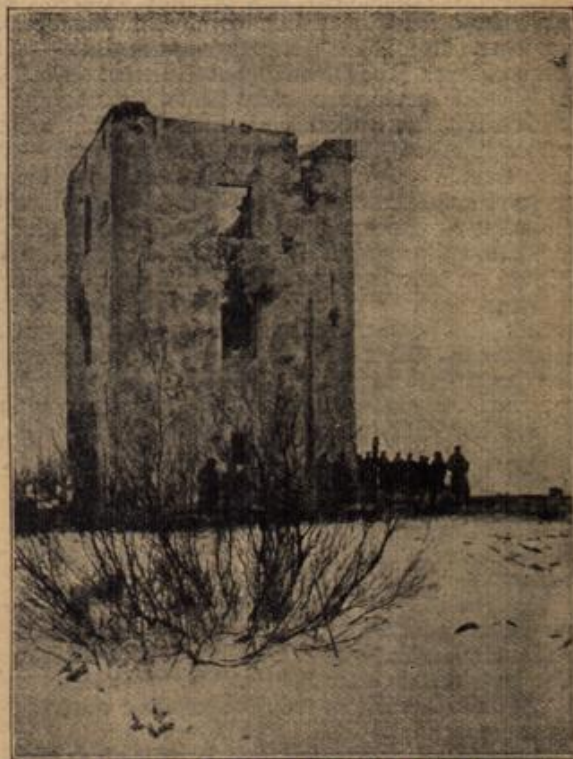
Grete ist ja nun angestellt und versorgt, aber bei ihrer Ausbildung ist fast alles draufgegangen, was mein guter Mann mir hinterlassen hat, und Fritz ist noch Schüler — da dachte ich, weil ich jetzt nämlich meine Schwester bei mir habe, die den Haushalt besorgt, ich — ich wollte irgend etwas ergreifen, eine Stelle annehmen.“

Wieder sah sie ihn wie um Ermutigung bittend an, aber er schwieg noch immer, und so fuhr sie noch leiser und schüchterner fort:

„Ich habe gehört, daß Sie so viele Verbindungen, einen großen Bekanntenkreis haben — ich bin ganz fremd hier — ohne Empfehlungen nimmt einen niemand — ob Sie mir nicht vielleicht

ja nicht, wie schwer es für eine Witwe, so ganz allein zu stehen, niemand zu haben, an den sie sich um Rat wenden kann.“

Sie sah den Geheimrat wie fragend an, aber er schwieg und ließ nur seinen schöngepflegten Spitzbart durch die mit einem großen Solitär geschmückte rechte Hand gleiten.



Unsere Stellungen an der nördlichsten Spitze Aurlands:

Der von den Russen zusammengehoffene Leuchtturm am Eingang in den Rigaischen Meerbusen. — Goshot. Kühlewindt.



Zum Zeppelinangriff auf die Stadt London:

Blick auf die Tower-Brücke und einen Teil der Londoner Docks.

zu einer Stellung als Hausdame in einem Sanatorium oder einer Fremdenpension oder dergleichen verhelfen können?"

Der Geheimrat lächelte milde; er ließ noch einige Augenblicke der Spannung verstreichen, ehe er mit seiner melodischen weichen Stimme in bedauerndem Tonfall sagte:

"Liebe, verehrte Kusine, ich glaube, Sie sind noch sehr weltfremd, haben immer abseits vom Kampfe des Lebens gestanden — ich — ein Mann in meiner Stellung, kann nur jemand empfehlen, über dessen Fähigkeiten er absolut orientiert ist, für den er sozusagen die Hand ins Feuer legen kann. Und — ohne selbstredend den geringsten Zweifel an Ihren Talenten ausdrücken zu wollen, ich sehe Sie heute zum ersten Male, Frau Kusine. Kann ich da irgendwelche Garantien übernehmen? Nicht wahr, nein? Das müssen Sie doch selbst zugeben. Aber trotzdem — trotzdem natürlich, wenn ich von irgendeiner Sache höre, die mir besonders geeignet für Sie erscheint, so will ich selbstverständlich mein möglichstes tun. Sie entschuldigen, liebe Frau Kusine, mein Amt als Festleiter ruft mich fort. Auf Wiedersehen" — und noch lebenswürdig mit der Hand zurückwinkend, ging er von dannen.

Frau Marie blieb mit dem Gefühl einer tiefen Beschämung zurück. Der Vetter hatte ja vollständig recht mit allem, was er gesagt hatte. Aber ihre Kinder sollten doch einen Nutzen haben von dem Schluswitschen Familiensinn, von dem Familientag, der nur alle zwei Jahre stattfand, ihrewegen durfte sie nicht feige, nicht schüchtern sein.

Und als der joviale Onkel Gustav, der so dröhnend lachen konnte, zu ihr herantrat, nahm sie ihr Herz in beide Hände.

"Nette Kinder haben Sie, Frau Nichte, sind beide dem guten Berthold wie aus dem Gesicht geschnitten. Aber das Töchterchen ist ein bißchen blaß, wie 'ne rechte kleine Großstadtplanze — hohoho" — lachte er.

"Ja, nicht wahr?" sagte Frau Marie lebhaft. "Wir haben bis vor einem Jahr in der kleinen Stadt gelebt, da sah sie ganz anders aus. Die Berliner Luft bekommt ihr nicht, sie ist bleichsüchtig. Der Arzt meinte auch, sie brauche frische Luft und viel Milch."

"Da hat der Mann recht, ist auch das allerbeste", lachte Onkel Gustav vergnügt.

Frau Marie wurde rot und kämpfte einen Augenblick mit sich, dann sagte sie lähn: "Zu einer Reise für Grete habe ich leider nicht die Mittel, und da wollte ich Sie bitten, Onkel Gustav — Sie sollen ein so großes Haus haben und so gastfreundlich sein — ob Grete Sie in den großen Ferien nicht besuchen könnte. Sie ist so bescheiden und würde sich auch gern nützlich machen."

Onkel Gustavs gutmütiges, rotes Gesicht wurde noch röter, er sah fast ängstlich zu seiner Frau hinüber, die, lang und dürr, und unfreundlich aussehend, neben der Geheimrätin saß, und dann auf seine beiden runden, rotbädigen, wenig ammutigen Töchter, die gerade neben der großen, hübschen Grete Schluswits standen, gänzlich unbeachtet von dem Leutnant Bernd, der eifrig mit der neuen Kusine sprach. Und er dachte an all die Ermahnungen, die seine Ehehälfte ihm zu ungezählten Malen in betreff des Heranziehens anderer junger Mädchen gegeben.

Er lachte verlegen. "Ja — Frau Nichte, das ist nu so 'ne Sache. Die Leute' denken immer, so'n Gutshaus, das kann sich dehnen wie Gummi — das hat aber auch man bloß seine Grenzen, und wir haben für den ganzen Sommer das Haus voll bis unters Dach. Also nichts für ungut, Frau Nichte, vielleicht, daß es doch 'n andermal geht" — und er machte schleunigst, daß er weiterkam.

Und während Frau Marie bedrückt und enttäuscht dasaß, kam ihr Sohn Fritz, setzte sich dicht neben sie und schob seinen Arm in den ihren. Sein hübsches Jungengesicht sah zornig aus, und mit unterdrückter Stimme flüsterte er: "Weißt du, Mutter, ich pfeife auf den ganzen Familientag und auf sämtliche Verwandten. Gefinnungsproben sind es, weiter nichts, und wenn man sie bei ihrer Gefinnung packt und ihren Familiensinn festnageln will, dann kneten sie. Ich hab' ganz höflich und bescheiden den Onkel Wilhelm, der doch auch im Familientag ist, gefragt, ob er mich nicht in sein Geschäft als Lehrling aufnehmen möchte. Und was gibt er mir zur Antwort? Er stelle keine Verwandten ein, das gäbe bloß Ärger. Netter Onkel, das! Na, überhaupt — Mutter, wir wollen nach Hause gehen."

Und das taten sie dann auch, und auf den Familientag hat Frau Marie fortan verzichtet.

Das Bild seiner Mutter. (Nachdruck verb.)

Skizze aus dem Kriege von August Graf (Würzburg).

Die Kompagnie hatte wieder einmal Erfas bekommen. Dreißig Mann. Lauter stämmige, kräftige Leute vom oberbayerischen Land, rechte Gebirglergestalten. Die meisten waren schon ein- oder gar zweimal im Feld gewesen und wußten genug Bescheid, wie hier außen der Wind pfeift.

Nur einer war unter den dreißig, der ein bißel anders war. Erhard Brannenberger hieß er und war hinten bei Murnau zu Haus. War ein blutsunges Bürscherl, den man bei seinen zwanzig Jahren für sechzehn hätte halten können.

"Schade um den Erhard", meinte manchmal einer der 'Alten', wenn sie den frischen, rotbädigen Jungen mit dem Krauskopf immer niedergeschlagen und traurig still für sich sahen, "schade um den, wenn ihn die Kugel treffen tät."

Ja, es war schade um den Erhard Brannenberger! Und kam mir's mehr wie einmal vor, daß er besser zum Pfarrherrn als zum rauhen Kriessoldaten gepaßt hätte. Mit seinem weichen Kindergemüt taugte er schlecht in die urwüchsige Gesellschaft der andern.

Die Militärkommission kann aber halt nicht nach derlei Dingen fragen und muß einen nehmen, wenn er stramm und gesund ist. Zumal im Krieg.

Dem Jungen hatte es wohl wie vielen, vielen andern keiner an der Wiege gesungen, daß er einmal noch einen langen, blutigen Krieg mitmachen müßte. Nach dem frühen Tod seines Vaters, des reichen Hofbauern, war er als das einzige Kind, sorgsam von der Mutterhand behütet, aufgewachsen. Just wie ein zartes Blümlein. Jahr um Jahr ging hin und der Erhard wurde zwanzig. Da kam der schreckliche Krieg und mit allen Buben seines Alters mußte auch er zu den Waffen fort.

Die alten Kerle hatten oft ihren Spott mit Erhard. Sie dachten's nicht einmal böse, wenn sie ihn hänselten "Mutterbubl", "Milchgsicht" oder ihm zum Spaß einen kleinen Puff in die Seite gaben, wie's manchmal so zugeht. Aber der Brannenberger war nicht so derb und knorzig wie sie, sondern eben weich wie ein Bildhölzchen aus Kirschholz. Und wenn ihm von einem also geschah, da kam es ihm gleich feucht und schimmernd in die Augen.

Wenn er nicht gerade im Graben Posten stehen mußte, hielt er sich gewöhnlich ein wenig zur Seite für sich allein. Dann saß er in irgendeinem Winkel, legte den Kopf in die Hände, oder träumte in den Himmel und den Wolken nach, die nach Osten zogen. Denn Erhard Brannenberger hatte noch keiner lachen sehen, auch nicht bei den lustigsten Spässen und Stanzern seiner Kameraden. Traurig schauten seine großen blauen Rüstelaugen in die Welt. Es lag etwas in diesen Augen. Ich glaube es war Sehnsucht, Sehnsucht nach der Heimat.

Manch einer hatte ihn schon einsam sitzend getroffen, wie er vor sich hin sann und ein abgegriffenes Bildchen betrachtete, das er aber bei jedem nahenden Schritt erschroden in der Tasche verbarg.

Da lachten ihn die andern aus und neckten ihn: "Ei, Erhard, hast am End gar einen Schatz?" Sie hätten gerne wissen mögen, was für ein Bild der Junge mit sich trug, denn sie wußten, der Erhard hätte wirklich einen Schatz. Dies sprach sich in der Kompagnie herum und er wurde noch mehr zum Besten gehalten wie zuvor. Da weinte er wieder und wurde noch stiller.

Einmal brachte es jedoch ein ganz Geriebener fertig, dem Erhard sein kostbares Bild zu entlocken. Er zeigte es den andern. Es war eine einfache Photographie seiner Mutter. Nun lachten sie ihn nimmer aus.

Die Monate vergingen. Der Brannenberger war bald schon ein Jahr bei der Kompagnie und jeder hatte ihn gern. Mit ein paar Kameraden sollte er jetzt auf vierzehn Tage in Heimaturlaub fahren. Wie es ihm der Kompagnieführer mitteilte, lachte Erhard zum erstenmal. Er war glücklich. Vierzehn Tage . . . !

Am selben Tag, wie Erhard dies Glück erfahren, fiel es den Engländern ein, uns in den Schützengraben mit Wurfminen und Gewehrgranaten zu bedenken. Das socht uns aber recht wenig an. Mit Ausnahme der an gedeckten Orten untergebrachten Beobachtungsposten setzten wir uns in die bombensicheren Unterstände und hatten unseren Spaß daran, wenn es draußen posterte und krachte. Wir waren sicher.

Der Unteroffizier Hüttel zählte im Unterstand die Leute seiner Gruppe. Donnerwetter! Nur sieben waren da! Wo war der achte? Einer fehlte — Erhard Brannenberger. Der fand doch gerade nicht auf Posten! Trieb der sich wieder irgendwo herum?

Oben im Graben schlug eine Mine ein. Ein geller Schrei zitterte gedämpft an die Ohren der im Unterstand Befindlichen.

"Himmel, das war doch nicht . . .", schrie bleich der Unteroffizier, und schon war er, ohne Rücksicht auf die Gefahr, draußen.

In einem Winkel des Grabens fanden sie Erhard Brannenberger. Die Mine war in seiner nächsten Nähe eingeschlagen und hatte den Armen schrecklich zugerichtet. Tot zogen sie den blutigen Körper zwischen Erde und Holzstrümmern hervor. Die kalte Hand hielt noch einen Fehlen Papier. Es war ein begonnener Brief: "Liebes, gutes Mutterl! Bald komme ich heim zu dir . . ." Dann hatte ihn der Tod getroffen.

Neben dem Toten gewahrte der Unteroffizier eine blutüberliderte Photographie. Er legte sie zu ihm ins Grab. . .

Sommergefahren und ihre Bekämpfung.

Von H. W. J. Kahl. (Nachdruck verboten.)

Der Sommer führt die Menschen auf Reisen in mannigfaltigster Weise zusammen; dieses Aufeinanderangewiesensein bei den täglichen Begegnungen in den Wäldern oder Lustkurorten bietet reichliche Gelegenheit, die geselligen Talente im Verkehr mit fremden Menschen zu üben. Welch buntes Bild bietet während der Hochsaison die Brunnens- und Strandpromenade der Badeorte; auf ihr entfaltet sich ein den winterlichen geselligen Vereinigungen kaum nachstehendes reges Leben und Treiben. Das gesellige Zusammensein an der gemeinschaftlichen Tafel findet in den eleganten Kaffeehäusern eine beliebte Fortsetzung, wo sich ein munteres Leben abspielt. Der Abend bereitet den Sommerfrischlern, die den Wunsch und das Verlangen haben, mit anderen zusammen zu sein, die beste Gelegenheit. So bringt der Sommer viele gesellige Freuden.

Und doch bietet der Sommer eine Fülle von Gefahren, die durch Umsicht eingeschränkt und bekämpft werden müssen. Die heiße Zeit verringert die Eßlust, und die Nahrungsaufnahme geht zurück. Trotz guter Vorsätze ist es nicht recht möglich, dem Magen so viel zuzuführen wie in der kühlen und kalten Jahreszeit.

Eine vorübergehende Appetitlosigkeit ohne weitere Störungen des Allgemeinbefindens, ein kurzes, ein- bis zweitägiges Fasten haben sogar einen physiologischen Nutzen, weil der Magen sich von alten Resten vollständig reinigen kann. Bei längerer Dauer führt jedoch die verminderte Eßlust zur Unterernährung und ihren gefährlichen Folgen. Der sommerlichen Küche obliegt mithin die Aufgabe, den Appetit hochzuhalten und die Freude am guten, kräftigenden Essen zu beleben. Die richtige Lösung dieser Aufgabe liegt in den zwei Hauptgrundsätzen: Man gebe weniger und gebe leichtere Speisen. In der Sommerzeit soll eine mehr vegetabilische Diät vorherrschen. Man soll den Vorzug geben jungen Blattgemüsen, Kohlarten, Salaten, Pilzen, Stengel-, Wurzel- und Knollengewächsen. In Butter und Rahm besitzen wir sehr nahrhafte und leicht verdauliche Zutaten. Zu den Salaten und Gemüsen braucht das obligate Fleischgericht nicht zu fehlen; jedoch soll die sommerliche Küche vom Fleisch einen sparsamen Gebrauch machen. Die „schön eiskalten“ Biere verderben leicht in den Hundstagen den Magen und verursachen viele sommerliche Magen- und Darmstörungen.

Nach dem Genuß von geräucherten Würsten, Wildpasteten, Büschensfleisch treten oft in heißen Tagen schwere, nicht selten tödliche Vergiftungen auf. Auch die Vorliebe für rohes und halbrohes Fleisch sollte im Sommer aufs äußerste eingeschränkt werden. Dagegen bieten köstliche Früchte, leedere Mehlspeisen, Cremes, Pudding mit Obsttopfen, Milch, Eier hohen Nährwert.

Eine merkwürdige Sommerkrankheit ist an vielen Orten der dalmatinischen Küste, die sich wegen ihrer eigenartigen Naturschönheit von Jahr zu Jahr eines größeren Besuches erfreuen, beobachtet. Selbst den Gesundesten befällt plötzlich hohes Fieber, verbunden mit Muskel- und Kopfschmerzen und einer sehr hohen Mattigkeit des ganzen Körpers. Das Gesicht schwillt an und rötet sich, ebenso wird das Weiße des Auges rotgefärbt, der Appetit fehlt, ebenso der Schlaf. Nach zwei bis drei Tagen lassen diese Symptome nach, oft bleibt noch längere Zeit eine große Müdigkeit und Appetitlosigkeit zurück, aber meistens ist die Krankheit nach kurzer Zeit behoben und der Patient wieder gesund. Im Volke wird diese Krankheit „Hundskrankheit“ genannt, weil sie die Betroffenen so sehr „auf den Hund“ bringt und man sie als etwas Unabänderliches mit in den Kauf nimmt. Neuerdings ist von ärztlicher Seite aus festgestellt worden, daß diese „Hundskrankheit“ durch eine kleine, nur etwa 2 Millimeter lange Würde — *Phlebotomus papatasi* — hervorgerufen wird. Diese Papatacis halten sich an dunklen Orten auf, mit Vorliebe sitzen sie an der Dede des Zimmers und strechen nur des Nachts. Da sie durch Licht in großen Mengen herbeigelockt werden, darf man in den verseuchten Gegenden bei offenem Fenster kein Licht brennen. Wegen der Kleinheit der Tiere kann man sich durch Mäuschleier nicht schützen. Wer dieses Papataciefieber einmal gehabt hat, wird nur in seltenen Fällen wieder von ihm heimgesucht.

Als Ursache des Heuschnupfens, auch Heu-Ästhma oder Sommerkatarrh genannt, ist sehr häufig der Reiz bezeichnet worden,

den der Blütenstaub verschiedener Gräserarten auf die Schleimhäute ausübt. Kräftlich ist jetzt darauf hingewiesen worden, daß der Heuschnupfen rein nervösen Ursprungs ist. Als schlagendster Beweis ist angeführt worden, daß diese Krankheit auch zu Zeiten auftritt, wo überhaupt keine Gräserart in Blüte steht. Es handelt sich vielmehr um eine Störung gewisser Nervenzentren, die die Schleimabsonderung beherrschen. Die Behandlung muß sich darauf richten, die Reizbarkeit der Schleimhäute herabzumindern und die normale Funktion der in Frage stehenden Nervengruppen der Nasenschleimhaut wieder herzustellen.

Die Infektionskrankheit Ruhr (Dysenterie) ist eine lebensgefährliche Sommerkrankheit, bei der unbedingt der Arzt einschreiten muß. Sie ist in ihrer akuten Form leicht erkennbar. Die Opfer erkranken plötzlich mit heftigen Stößschmerzen und Durchfällen. Diese Krankheit, die schon im Altertum bekannt war, wird von vielen Ärzten mit Ipecacuanha, Glaubersalz und Bittersalz bekämpft.

Begierbild.



Wo ist der Einflieger?

Der gewöhnliche Darmkatarrh tritt zur Sommerzeit häufig auf und ist auf Verletzung von Nahrungsmitteln, die den Darm reizen, zurückzuführen. Leichte Magenkatarrhe sind durch Beschränkung der Nahrung auf Hafer-, Gersten- oder Reisfleisch, Tee, etwas natürliches Mineralwasser, Rotwein rasch zu mildern, resp. zu beseitigen. Kinder leiden in den Hundstagen oft an Vergiftungen, die durch Pflanzen, wie Tollkirsche, Bilsentkraut, Herbstzeitlose, blauer Sturmhut, Schierling, hervorgerufen werden. Die Erscheinungen bestehen u. a. in Krämpfen, Pulsbeschleunigung, Kopfschmerzen, Erbrechen und sehr reichlichen Darmentleerungen. Durch Tannin- (Gerbsäure)-Ausfällungen wird das Übel ärztlich behandelt. Kinder müssen daran gewöhnt werden, keine Blumen usw. in den Mund zu nehmen, wenn sie Blumen gepflückt, muß man darauf halten, daß ihre Hände mit Seife und Bürste gesäubert werden. Dies sollte vor jeder Mahlzeit geschehen.

Vergiftungen durch Schlangen-, Spinnen- und Insektenbisse sind leider nicht seltene Erscheinungen. Bei Schlangenbiss muß das verletzte Glied oberhalb der Bisswunde nicht zu stark abgebunden und hoch gelagert werden, wenn möglich, brenne man die Wunde sofort aus. Gegen Weipen-, Bienen- und Hornissenstiche hat sich das sofortige Betupfen der Stichstelle mit Salmiatgeist bewährt.

Eine gesunde Lebenskunst läßt sich durch Gefahren solcher Art nicht beeinflussen. Die Schutzwaße, die uns die Natur selbst in die Hand gegeben hat, besteht darin, mit scharfem Auge das plötzlich eingetretene Übel zu erkennen und mit Scharfsein und Kaltblütigkeit auf schnellste Abhilfe zu dringen. Dann wird man auch mit Ruhe und Freude sich den Abwechslungen hingeben, die eine Erholungsreise mit sich bringt und darin hauptsächlich besteht, sich eine Zeitlang von allen Geschäften loszureißen und die gewöhnliche Umwelt mit einer neuen Szenerie zu vertauschen. So wird der Zweck erreicht: Speisung des in immer gleichem Geiste sich bewegenden Denkens mit frischen Eindrücken und Bereicherung des Wissens und der Vorstellungswelt.

Ich sehne mich...

Ich sehne mich nach dem rauschenden Walz,
Nach hedenumfaßten, blühenden Gassen.
Ach, nur nicht ewig auf grauem Asphalt
Die zitternde Seele verichmachten lassen!
Ich liebe der Großstadt gewaltigen Ton,
Ich fühle ihr Leben wie rhythmisches Brausen,
Und dennoch erdrückt mich ihr furchtbarer Hohn,
Ihr Elend, ihr Haß, die Nacht und das Grauen.
Was einmal erstorben im feinem Meer,
Das bringen uns tausend Feste nicht wieder.
Der Alltag pumpt das Innere leer,
Und Leidenschaft quälte die zudenenden Glieder.
Ich sehne mich hin nach dem Tempel voll Licht,
Nach sprießender Saat und reisenden Gärten,
Bevor mir die schmernde Seele zerbricht,
Eh alle die leuchtenden Sonnen mir starben.
Ach, nur nicht ewig auf grauem Asphalt
Die zitternde Seele verichmachten lassen.
Hinaus in den rauschenden, sturmstarken Wald!
Ihr hedenumfaßten, blühenden Gassen
Umsamt mich bald!

Karl Salin.

Das Sehen unter Wasser. Jeder Schwimmer und Taucher weiß, daß die Gegenstände, die er unter Wasser mit unbewehrtem Auge erblickt, nur sehr undeutlich und in sehr verschwommenen Konturen zu erkennen sind. Auf einem mit großen schwarzen Buchstaben bedruckten Papier sieht man zum Beispiel unter Wasser nichts von den Buchstaben, man erkennt nur das Papier als weißen, rundlichen Fleck. Die

Ursache dieser Erscheinung liegt in der gewölbten Gestalt der Augenhornhaut, die das Wasser veranlaßt, sich in Form einer Zerstreuungslinse vor das Auge zu legen. Für die Beobachtung von Tauchern, die in klarem Wasser arbeiten, verwendet man ein Träger-Taucher-Scrophr. Das Gerät wirkt genau wie der Lichtabfang einer photographischen Kamera: Das Rohr hält nämlich das Seitenlicht ab, das platte Glas am unteren Rohrende glättet die Wasseroberfläche und hebt damit Lichtbrechungen auf. Taucher-Scrophre werden auch von den Perl- und Schwammfischern im Stillen Ozean und im karaischen Meer benutzt zum Auffinden von Schwammfiedelungen und Korallenbänken. In klaren Gewässern ist eine Beobachtung bis zu 100 Meter Tiefe möglich. In unseren heimischen Meeren geht die Beobachtung selten über 20 Meter hinaus; sie ist aber auch dann noch eigenartig genug. Vorstehend zeigen wir eine Träger-Taucher-Brille zum Sehen in der Luft und in dem Wasser; um unter Wasser so deutlich zu sehen, wie in reiner Luft, ist es notwendig, die divergierenden Sehstrahlen wieder zusammenzufassen. Durch geeignete Linsen ist unsere Brille nicht nur zum Sehen unter Wasser geeignet, sondern sie wurde auch zum Rauchsich ausgebaut. Das Brillengehäuse ist mit gleichen Ventilen versehen, die für die Benutzung von Träger-Taucher-Brillen geöffnet werden. Die Folge ist die, daß die Räume vor den Augen voll Wasser laufen. Beim Tauchen in stark salzigem Wasser fällt man Süßwasser hinein. Die Gummipolster dieser Brille schließen relativ dicht ab, daher kann dieselbe auch bei geschlossenen Ventilen für das Einbringen in unatembare Gase als Rauchsichbrille benutzt werden. Stets, wo es auf ein gutes Sehen ankommt, will man nicht wie bisher auf das Gefühl allein angewiesen sein; auch wird durch die in unserer vorstehenden Abbildung gezeigte Brille sehr viel Zeit gewonnen.



Vorbereitung.

Tourist: „Ach, diese herrliche Aussicht, einfach großartig!“
Wirtin: „Ja, das Panorama ist freilich schön, da war vorige Woche a berühmter Professor da, der hat g'sagt: „Das kann ma nur richtig würdigen, wenn ma dazu a schon's Brathendel gessen und so a vier oder fünf Vierteln Roten trunken hat!“

Allerlei

Lucian Buonaparte lebte nach seiner Entfernung aus der Nähe Napoleons, der zu seiner Verhaftung insgeheim Anhalten getroffen hatte, auf englischem Grund und Boden sehr eingezogen und sparsam, obgleich er bekanntlich sehr reich war. Eines Tages fragte man ihn: „Warum er im Besitz so vieler Güter so spärlich lebe?“ — „Ich weiß nicht,“ war die Antwort des geistreichen Mannes, „ob ich nicht in kurzer Zeit eine Familie von Kaisern, Königen und Fürsten zu ernähren haben werde.“

Der „Augenzeuge“. In den Blättern des feindlichen Auslandes spukt noch immer der „Augenzeuge“, der angeblich alles mit eigenen Augen gesehen hat. Diese Persönlichkeit war ein beliebtes Mittel vergangener Zeiten, um die öffentliche Meinung zu beruhigen. Auch Friedrich der Große, als Kind seiner Zeit, machte davon Gebrauch. Er ließ während der schlesischen Kriege an die Zeitungen Briefe „von einem fremden Orte“ schicken, die angebliche Berichte und Schilderungen enthielten. Die Zeitungen wurden angewiesen, sich gegen niemand in der Welt etwas merken zu lassen, daß solche Artikel mit Fleiß inspiriert worden. Die heutigen deutschen Zeitungen können Gott sei Dank auf diese Berichte verzichten. Fr.

Eine Hand wäscht die andere. Zu Cornelius Vanderbilt kam eines Tages die Witwe eines seiner früheren Mitspekulanten und erzählte ihm, ihr Mann sei vor einigen Jahren gestorben und habe sie gänzlich mittellos hinterlassen. Um nur ihr Leben zu fristen und ihren Sohn auf einem Erziehungsanstalt zu unterhalten, habe sie in reichen Familien Näh- und Schneidernähen angenommen. Auf diese Weise sei sie auch am Tage vorher im Hause eines Minenpekulanten beschäftigt gewesen und habe dabei mitangehört, wie die Auswüchse einer neuen Minengründung besprochen wurden. Von ihrem Gatten her einigermaßen eingeweiht in Aktien sowohl wie in bergwerkstechnischen Ausdrücken, hatte die unbachtet laufende Näherin aus diesem Gespräche so viel herausgehört, daß es überaus ratsam sei, die von der neuen Gründung auszugebenden Aktien anzukaufen. Sie brachte dem großen Geldmann ein Paar Diamantohrringe, die sie als letztes Geschenk ihres Mannes zu hoch gehalten hatte, um sich auch in der größten Dürftigkeit von ihnen zu trennen, und bat ihn, sie zu verkaufen und den Erlös auf ihre Rechnung in den fraglichen Aktien anzulegen. Nun traf es sich, daß Vanderbilt selber bereits ein Auge auf diese Aktien

geworfen hatte. Bis dahin war er aber ganz im Unklaren über ihren Wert oder Unwert gewesen, so daß er sich noch nicht zur Beteiligung hatte entschließen können. Daß er so unter der Hand die Ansicht eines gewiegten Börsenmannes über diese Papiere kennen lernte, war gerade die Auskunft, die ihm nötig war. Er gab also der Frau ihre teuren Ohrringe zurück und sagte ihr: „Behalten Sie dies Andenken. Ich werde in der Erinnerung an Ihren Gatten, meinen alten Geschäftsfreund, eine Summe für Sie anlegen, die Sie mir wiedergeben können, wenn Sie bei dem Unternehmen profitieren.“ — Darauf kaufte er sowohl auf eigene Rechnung wie auf Rechnung der armen Witwe eine gehörige Menge der erfolgversprechenden neuen Aktien ein. Sie hielten, was man sich von ihnen versprochen, so über alles Erwarten, daß der Gewinnanteil der Näherin nahezu eine Million Mark betrug. Wieviel Cornelius Vanderbilt bei dem Geschäft einheimste, darüber schweigt die Geschichte.

Gemeinnütziges

Wer sich Baumwachs selbst herstellen will, schmilzt ein Kilo Weichspeck, bis es dünnflüssig ist. Zwei Eßlöffel voll Leinöl oder Rüböl und 150 Gramm nicht denaturierter 90proz. Spiritus werden dazu unter beständigem Rühren hinzugegeben. Die abgefälschte Mischung wird alsdann in gut schließenden Gefäßen aufbewahrt.

Wiederholte Rettichsaaten sichern ständige Ernten junger zarter Knollen. In halbausgewachsenem Zustande sind Rettiche am wohlgeschmecktesten. Daher muß durch Folgeansaat in Abständen von circa 14 Tagen für Nachwuchs gesorgt werden.

Bohnen sind in der Blüte gegen Nässe sehr empfindlich. In regnerischen Sommern ist die Befruchtung der Blüten nur mangelhaft, solange sie naß sind. Es ist deshalb für eine genügend große Entfernung der einzelnen Reihen und Pflanzen voneinander zu sorgen, damit Luft und Sonne sie bald abtrocknen.

Am Bügeleisen von Rost zu befreien, schmiert man sie, nachdem sie heiß gemacht wurden, mit Paraffin ein und reibt sie mit einem Wollappen tüchtig ab.

Stedzwiebeln werden am besten Ende Mai bis Anfang Juni ausgepflanzt. Bei dem Legen im zweiten Jahr sollte man nur Zwiebeln bis zu Haselnußgröße nehmen. Die vielfach verbreitete Ansicht, daß Stedzwiebeln um so besser

Auflösung.

V	E	S	U	V
C	E	R	E	S
J	A	N	U	S
E	U	R	U	S
S	A	M	O	S

leuten, je größer sie wären, hat sich als irtümlich erwiesen. Von den großen Stedzwiebeln schießen zu viel in Samen.

Am sich auf leichte Weise zu erwärmen, hat man mit geschlossenem Munde lange, tiefe Atemzüge zu tun und diese so oft zu wiederholen, bis der Körper vollständig erwärmt ist. Durch die Tiefatmung wird der Kreislauf des Blutes hinsichtlich seiner Schnelligkeit gesteigert und dem Blute früher Sauerstoff zugeführt.

Große Fische wie Hechte, Lachse oder dergl. beim Kochen vor dem Zerfallen zu schützen, wickelt man sie in ein Mulltuch oder in eine Serviette.

Logogriph.

Es ist mit G ganz eng und klein,
So rat' ich, geh' mit g hinein.

Frei Guggenberger.

Scharade.

Mein Erstes ist veränderlich,
Und werde dann das Zweite.
Zum Instrumente werde ich,
Wenn du vereint halt beide!

Johannes Gold.

Schachlösungen.

Nr. 152. 1) Se8—f6 etc.
Nr. 153. 1) Lf5—d7 etc.

Nichtige Lösungen.

Nr. 140. Von Rich. u. Grete Prohl in Würzburg. — Nr. 143. Von B. K. Schreuder in Hordheim. — Schreuder in Hordheim. — Nr. 148. Von H. H. G. in Hordheim. — Nr. 149. Von H. H. G. in Hordheim.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Eis—Eis.
Des Bilderrätsels: Keiner kann mit einem Köfel zwei Suppen verfrachten.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Reiffert, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Reiffert in Stuttgart.